Mignons sind das Verderben meines Bruders."

* * *

Als ich in Gera anlangte, wo mich der regierende Fürst Reuß eingeladen hatte, entsprach mein Kommen wahrscheinlich nicht ganz den Erwartungen der Menge, die auf dem Bahnhof sich versammelt hatte, wie stets in kleinen Städten es bei Ankunft der Züge der Fall ist. Man hatte zwei Hofwagen anfahren sehen, eine Equipage und einen Gepäckwagen; der Equipage entstieg der Hofkavalier und Adjutant, Herr v. Schierstädt, mit dem Helm der Gardekürassiere geschmückt. Man erwartete also irgendeinen hohen Kömmling und war recht enttäuscht, als man nur mich im warmen Reisepelz dem Coupé entsteigen sah, und als der Gepäckwagen einen einzigen Koffer aufzunehmen hatte.

Das fürstliche Paar wollte mit mir hauptsächlich über Kurland reden, denn ihr Schwiegersohn, der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, hoffte nach diesem Land als Herzog zu gelangen. Aber bald vergaßen wir die Politik über der Kunst. Das schöne Schloß Osterstein war zu einem echten Musensitz geworden, und die Fürstin, eine geborene Prinzessin Hohenlohe-Langenburg, lebte in Beethovenscher und Wagnerscher Musik, freute sich an der tüchtigen Hofkapelle, während der Fürst dem Theater sein Interesse zuwendete. Im Weltkrieg retteten sie sich auf die Insel der Kunst, so sehr sie auch Anteil an den politischen Begebnissen nahmen. Der Hof, ja, ich glaubte, Gustav Freytags Ideal vor mir zu sehen: Der biedere Hofmarschall, der zugleich Theaterintendant war, die geistreiche Hofdame und der brave Kavalier, sie fehlten nicht. Dieser arme Kavalier, er hatte Schwered durchgemacht! Die Franzosen hatten ihn verwundet gefangengenommen, und weil er Leinenzeug für andre Verwundete zum Verband requiriert hatte, als „Dieb" zum Tode verurteilt. Nur unser scharfer Protest rettete ihm das Leben; aber man schleifte ihn durch französische Zucht- und Irrenhäuser, bis wir ihn endlich frei bekamen. Die „Kultur" der großen Nation hatte den jungen Mann fast gebrochen und in der Wurzel seines Daseins getroffen. Uebrigens hatte ich ein merkwürdiges Erlebnis mit ihm und dem Hofmarschall. Beide Herren kamen noch nach dem Souper (9 Uhr) abends auf mein Zimmer, und wir tranken ein Glas guten Burgunder miteinander. Da fragte mich Herr von Schierstädt plötzlich ganz unvermittelt: „Glauben Sie eigentlich, daß die Monarchien noch langebestehen werden?" Der Hofmarschall sah ihn verwundert an, und ich entgegnete: „Ihre Frage an diesem Ort ist ein Beweis, daß ihre Existenz leider eine sehr zweifelhafte geworden ist."

Manfred v. Richthofens Beisetzung

× **Berlin**, 21. November. Der im Weltkrieg gefallene erfolgreiche Fliegeroffizier Rittmeister Manfred Freiherr v. Richthofen hat gestern seine Ruhestätte in der Heimat gefunden.

Der Beisetzung ging eine erhebende Trauerfeier in der Gnadenkirche in Anwesenheit des Reichspräsidenten, des Reichskanzlers und des Reichswehrministers voraus. Inmitten eines Haines von Lorbeeren dicht vor dem Altar stand der schlichte braune Sarg, über und über mit Blumen gedeckt, mit Helm, Degen und Ordenskissen geschmückt. Zu beiden Seiten an den Altarstufen lagen zahllose Kränze, darunter ein Blumengewinde von englischen und amerikanischen Kameraden. Zur Feier waren mit den Angehörigen des toten Fliegers die in Berlin anwesende Generalität, viele hohe Offiziere des alten Heeres, Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden, des Polizeipräsidiums und zahlreicher Organisationen erschienen. Die Trauerparade der Reichswehr, bestehend aus einer Infanteriekompagnie mit Musik, nahm vor dem Hauptportal Aufstellung. Der Ring der Flieger, Abordnungen der Reichswehr, des Reichsbanners, der Kriegervereine sowie andrer Vereine und Verbände bildeten in der Scharnhorststraße Spalier. Kurz vor Beginn der Feier zogen unter dem Geläut der Glocken Fahnenabordnungen der Kriegervereine in das Gotteshaus ein und nahmen zu beiden Seiten des Katafalks Aufstellung.

Reichspräsident v. Hindenburg in der Uniform eines Generalfeldmarschalls und mit dem Marschallstab in der Hand betrat mit einem zahlreichen Gefolge von hohen Offizieren des Heeres und der Marine die Kirche, von der harrenden Menge schweigend begrüßt. Als der Reichspräsident Platz genommen hatte, spielte das Musikkorps und die Andächtigen sangen gemeinsam: „Ich weiß, an wen ich glaube, denn mein Erlöser lebt." Nach dem Gebet des Geistlichen spielte die Musik gedämpft: „Ich hatt' einen Kameraden." Dann hielt der Feldpropst Dr. Schlegel die Gedächtnisrede. Nach dem Schlußgesang leerte sich unter den Klängen des Trauermarsches aus dem Oratorium „Saul" von Händel dann langsam die Kirche.

Acht Fliegeroffiziere trugen auf ihren Schultern den Sarg nach der vor dem Hauptportal stehenden Lafette. Unter Begleitung einer ungeheuren Menschenmenge setzte sich hierauf der Trauerzug in Bewegung. Dicht hinter den Angehörigen schritt Reichspräsident v. Hindenburg. Auf dem Friedhofe wurde die irdische Hülle des toten Fliegers zur letzten Ruhe bestattet. Drei Salven donnerten über das Grab, die letzten Grüße seiner Kameraden. Während der Gedächtnisfeier in der Kirche und auf dem Friedhofe kreisten in den Lüften zwei Flugzeuge des Deutschen Aero-Lloyds, die schwarze Flaggen gesetzt hatten und Lichtsignale gaben.

Das neue polnische Kabinett

× **Warschau**, 21. November. Die gestern vormittag fortgesetzten Verhandlungen der polnischen Parteien haben tatsächlich am achten Tage der Regierungskrise zu einem praktischen Ergebnis geführt: Minister Skrzynski bildet ein parlamentarisches Koalitionskabinett, in das die Vertreter der größten polnischen Parteien mit Ausnahme der radikalen Bauernpartei Wyzwolenje Vertreter entsenden.

Die Handelsverträge vor dem Reichstag

Scharfer Angriff Hilferdings auf Mussolini

Deutscher Reichstag

121. Sitzung vom 20. November

VDZ. **Berlin**, 20. November

Präsident Löbe eröffnet die erste Sitzung nach der Sommerpause mit Worten freundlicher Begrüßung.

Der Präsident teilt hierauf mit, daß sich der Ausschuß für das Branntweinmonopol gebildet hat und zu Vorsitzenden die Abgeordneten Kube (Volk.) und Höllein (Komm.) gewählt wurden.

Sozialdemokratische und kommunistische Anträge auf Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten für Erwerbslose werden auf Antrag der Abg. Hoch (Soz.) und Raedel (Komm.) nach zustimmenden Erklärungen des Abg. Fehrenbach (Zentr.) neu auf die Tagesordnung gesetzt und ohne Aussprache den zuständigen Ausschüssen überwiesen. Dasselbe geschieht mit Anträgen, die der Notlage der Beamtenschaft abhelfen sollen.

Der Handelsvertrag mit Italien

Es folgt dann die erste Beratung des Handels- und Schiffahrtsvertrages mit Italien und des Abkommens mit Italien zur Vermeidung der Doppelbesteuerung und zur Regelung andrer Fragen auf dem Gebiete der direkten Steuern.

Reichsaußenminister Dr. Stresemann

leitet die Verhandlungen ein und ersucht um möglichst umgehende Verabschiedung der Verträge. Der Handelsvertrag mit Italien sei das erste Ergebnis der deutschen Zolltarifnovelle. Es habe sich gezeigt, daß diese Zolltarifnovelle eine brauchbare Basis für Handelsvertragsverhandlungen ist. Auf landwirtschaftlichem Gebiet sei es gelungen, eine zu weitgehende Senkung der Zollsätze zu verhindern. Besonders sei der Notlage des deutschen Weinbaues in ausreichendem Maße Rechnung getragen worden. Auf industriellem Gebiet mußte bis an die Grenze des für die deutsche Industrie Erträglichen gegangen werden. Das handelspolitisch wichtigste Ergebnis sei

die Gewährung der uneingeschränkten Meistbegünstigung

Nachdem Deutschland durch die Bestimmungen des Versailler Vertrages jahrelang einseitig die Meistbegünstigung gewähren mußte, sei es jetzt in vollem Umfange gleichberechtigt. Die Bedeutung des Vertrages erschöpfe sich aber nicht in der Regelung der handelspolitischen Beziehungen. Er bilde vielmehr für die gesamte deutsche Außenhandelspolitik und für die zahlreichen weiteren Handelsvertragsverhandlungen ein wichtiges Verhandlungsinstrument. Durch die mit Italien erzielte Einigung sei eine sichere Grundlage für die Verhandlungen mit andern Ländern geschaffen. Im übrigen werde der Vertrag nicht nur dazu beitragen, die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien enger zu gestalten, sondern

er werde die Länder auch politisch näherbringen

Der Minister begründet dann gleichzeitig die Abkommen mit Oesterreich und der Schweiz zur Regelung von Zollfragen, die am Sonnabend auf der Tagesordnung stehen. Es handle sich um die Vorausregelung dringlicher Zollfragen. Um Reibungen in der Praxis zu vermeiden, müßten diese Zollsätze gleichzeitig in Kraft treten, und er ersuche auch hier um möglichst schnelle Verabschiedung.

Abg. Dr. **Hilferding** (Soz.) nennt es eine einseitige Beeinflussung der öffentlichen Meinung, wenn die wichtigen Verträge in überhasteter Weise verabschiedet werden sollten. Auch das Provisorium mit Italien seit Januar 1925 sei dem Parlament nicht vorgelegt worden. Gegen diese Behandlung des Reichstages müsse Einspruch erhoben werden. Unsre Handelspolitik müsse eine Exportpolitik sein. Bei den

Vertragsverhandlungen mit Spanien

hätten wir eine Niederlage erlitten. Mit den Deutschnationalen ließe sich allerdings keine richtige Handelspolitik machen. Die Kündigung des Vertrages mit Spanien sei eine illoyale Handlung der Regierung gewesen, durch die das deutsche Ansehen im Auslande geschädigt worden sei. Die ganze Wirtschaftspolitik sei nach den demagogischen Bedürfnissen der Deutschnationalen betrieben worden. (Unruhe rechts.) Den deutschen Winzern sei durch Kredite und Erlaß der Zuckersteuer geholfen worden, auch die Weinzölle habe man nach den Wünschen der Winzer bemessen. Der Vertrag trage die Unterschrift Mussolinis. (Pfuirufe bei den Sozialisten und Kommunisten.) Leider sei man nicht rechtzeitig gegen diesen Cäsarenwahnsinn aufgetreten. Der Redner erhebt Protest gegen die Politik Mussolinis. Hoffentlich würden die Italiener nach den fünf Jahren, die der Vertrag gelte, ihre Freiheit und nationale Würde wieder erhalten haben. (Beifall der Sozialdemokraten.)

Abg. Le Jeune-Jonas (Deutschnat.) erklärt, daß seine Fraktion heute noch nicht in der Lage sei, endgültig zu den Vorlagen Stellung zu nehmen. Die Regierung werde noch Aufklärung geben müssen. In landwirtschaftlicher Beziehung seien unsrerseits zuviel Konzessionen gemacht worden. Daß eine wesentliche Beeinträchtigung des deutschen Wein- und Obstbaues stattfinde, sei nicht zu leugnen. Der frühere spanische Vertrag sei auch von dem Demokraten Koyell im Interesse des deutschen Weinbaues mißbilligt worden. Auch in den Reihen der Sozialdemokraten sei man mit der Schädigung des deutschen Weinbaues nicht einverstanden gewesen. Leider habe man in dem Vertrag mit Italien keine Schutzmaßnahme gegen ein etwaiges Sinken der Valuta getroffen.

Abg. **Lammers** (Zentr.) bringt die Zustimmung seiner Partei zu den Verträgen. Bei den landwirtschaftlichen Zöllen müsse man daran festhalten, daß stets ein Ausgleich unter den Interessen der produktiven Stände gefunden werden müsse. Die Industrie könne nicht beanspruchen, allein berücksichtigt zu werden. Im Weinbau stecken große kulturelle und ideelle Werte, die man nicht vernachlässigen dürfe. Die vorliegenden Abkommen stellten zum erstenmal wieder einen wirklichen friedensmäßigen Vertrag dar.

Abg. Dr. **Schneider-Dresden** (Deutsche Volksp.) gibt der Hoffnung auf schleunige Erledigung der Verträge Ausdruck. Das Schwergewicht liege in dem Zugeständnis der Meistbegünstigung, die uns uneingeschränkt auf längere Zeit gewährt werde. In der Industrie sei das Urteil im ganzen nicht ungünstig. Man sei der Ansicht, daß ein großer Fortschritt erzielt ist. Die Tarifnovelle, die im Sommer hier solche Stürme erregte, habe sich als sehr wirksame Verhandlungsgrundlage bewährt. Alle Wünsche seien natürlich nicht erfüllt. Besser werde es auf handelspolitischem Gebiete erst dann werden, wenn allgemein in Europa die Zollmauern abgebaut werden. (Beifall.)

Abg. **Meyer-Berlin** (Dem.) ist im Gegenteil der Meinung, daß sich die Zolltarifnovelle nicht bewährt habe. Man müsse auf eine Senkung des ganzen Zollniveaus in den Handelsvertretungen hinarbeiten. Im übrigen hält der Redner die Annahme des Vertrags für geboten. Der Vertrag müsse dazu führen, die Beziehungen zu Italien zu verbessern. Das können allerdings erst erreicht werden, wenn Italien alle Handlungen unterläßt, die bei uns tiefste Erregung hervorgerufen haben. Es handle sich hier vor allem um die Unterdrückung des Deutschtums in den neuitalienischen Gebieten.

Die Beratung wird hierauf abgebrochen.

Der Gesetzentwurf zur Entlastung des Reichsgerichts und das Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften werden Ausschüssen überwiesen.

Das Haus vertagt sich hierauf auf Sonnabend 1 Uhr.

Unerhörter Angriff Ludendorffs auf Hindenburg

Hindenburgs Präsidentschaft „eine Gefahr für den nationalen Willen"

* **München**, 21. November. Der Münchner „Völkische Kurier" veröffentlicht einen Brief Ludendorffs, der sich mit Hindenburgs Stellung zum Locarno-Vertrag auseinandersetzt und in dem es heißt:

„Ich habe dereinst mit dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg Ehre und Ruhm geteilt, und — ich darf es aussprechen — seinen Ruhm erhöht. Heute krampft sich mein deutsches Herz zusammen, wenn ich sehe, wie der Generalfeldmarschall im Begriffe ist, seinen Ruhm zu opfern; und er ist geopfert, wenn sein Name unter dem Dokument der Schande und Unehre steht. Lieber die Stellung preisgeben als Ruhm und Ehre und die eigene große Vergangenheit, das ist deutsche Art. Noch mehr scheint es deutsche Art, wenn von dem Generalfeldmarschall der Kampf aufgenommen würde gegen diesen Vertrag der Unehre und Versklavung. Sollte allerdings der Reichspräsident die Locarno-Politik für richtig ansehen, dann muß jeder deutsche Mann, der noch nicht mit Schwarzgrotzgold versucht ist oder sich allein dem Gott Mammon verschrieben hat, sein Haupt verhüllen. Dann ist die Reichspräsidentschaft des Generalfeldmarschalls eine Gefahr für den nationalen Willen geworden. Der Name des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg gehört nicht unter den Vertrag. Das ist der Generalfeldmarschall zum mindesten seinen eigenen Mitkämpfern schuldig. Wir erwarten, daß der Feldmarschall nicht unterschreibt, sondern kämpft."

Das Urteil aller anständigen und vernünftigen Menschen über diesen neuen Ausbruch Ludendorffs dürfte feststehen. Es verlohnt sich kaum, ein Wort darüber zu sagen. Der Brief zeigt die bekannte Selbstüberschätzung des ehemaligen Generalquartiermeisters, wenn er feststellt, er habe „Hindenburgs Ruhm erhöht", und seine unerträgliche Anmaßung, wenn er sich vermißt, einem Mann wie Hindenburg, vor dessen Größe sich selbst der schärfste politische Gegner beugt, ein Privatissimum über deutsche Art zu halten. Hindenburg braucht sich wahrlich nicht von einem Ludendorff darüber belehren zu lassen, was deutsche Art, deutsches Verantwortungsbewußtsein und echt preußische Pflichterfüllung bis zum äußersten ist.

Englandfeindliche Demonstrationen in Irland

Bombenexplosion in einem Kino

Telegramm unsres Korrespondenten

w. **London**, 21. November. Beunruhigung erregen hier die letzten, sich mehrenden englandfeindlichen Demonstrationen im irischen Freistaat. Am Waffenstillstandstage wurden Handgranaten auf das Kriegerdenkmal geworfen, wobei zahlreiche Personen verwundet wurden. Jetzt wird ein neues Attentat in Dublin gemeldet. Ein bekanntes Kino, in dem jetzt ein patriotischer englischer Kriegsfilm gezeigt wurde, wurde durch eine Bombe zerstört. Gestern früh fuhr ein Auto vor dem Gebäude vor. Drei maskierte Männer hielten den Polizisten, der dort Wache stand, in Schach und legten die Bombe in der Vorhalle des Gebäudes nieder, worauf sie entflohen. Gleich darauf zertrümmerte eine furchtbare Explosion den vorderen Teil des Gebäudes und mehrere andre Häuser.

Zulassung Deutscher in Indien

Telegramm unsres Korrespondenten

w. **London**, 21. November

Die indische Regierung hatte nach Beendigung des Krieges beschlossen, den ehemaligen Feinden der Entente die Einreise nach Indien auf fünf Jahre zu verbieten. Bis heute wurde diese Maßnahme mit aller Strenge durchgeführt. Dem Beispiel von England folgend, hat jedoch die indische Regierung jetzt diese Maßnahme aufgehoben. Die Einreisegesuche deutscher Staatsangehöriger werden in Zukunft genau in der gleichen Weise behandelt werden wie diejenigen der Angehörigen andrer Staaten. Dagegen widersetzen sich die lokalen Behörden in Indien nach wie vor der Einwanderung deutscher Missionare.

Wilde Musikantenbörse

Von Egon Erwin Kisch (Berlin)

Ein Bursch mit kastanienbraunem Teint, starkbuschigen Brauen und dörflischem Anzug hat in der Ansammlung plötzlich seinen Vater erspäht und ist ihm mit einem Aufschrei in die Arme gestürzt, die beiden küssen sich, rumänisch-zigeunerische Worte tauschend, und achten nicht auf die ironischen Zurufe der andern, „moderato", „ritardando", „man nich' zu zärtlich". Diese andern haben eine andre Gesichtsfarbe, die der ewig durchwachten Nächte, der abgewischten Schminke und des Puders. Mager fast alle, harte Linie der Kinnbacken, hochaufgekämmt halblanges Haar, einige (aus der romantischen Generation stammend) schüttere, melierte, bis zum Hals reichende Locken. Unter dem Paletot sieht man die kühne Lavallière oder die genähte schwarze Masche und eine ansehnliche Fläche der Hemdbrust: sie tragen ihr Dienstgewand, Smoking oder zumindest Frackweste. Sie warten vor dem Haus des Berliner Nordens, bis es 11 Uhr wird, Beginn der Börsenzeit, dann gehen sie, von schwachen Hoffnungen schwach belebt und starke Enttäuschungen stark befürchtend, über den Hof in das Hintergebäude, opfern der Frau, die vor zwei auseinandergelegten Tellern den Eingang hütet, einen Groschen und dürfen, den Vorhang zurückschlagend, in den großen Wirtshaussaal eintreten. Den füllen sie als anarchisches Orchester von unentwirrbarer Kakophonie.

Das ist die „Wilde Musikerbörse" Berlins, nicht zu verwechseln mit den offiziellen Stellenvermittlungen der Organisierten. Hier entspringt der kastalische Quell für die Musiken der kleinen Kinos und Cafés, hier werden Ensemblemusiker geheuert, manchmal auch Solopianisten für Restaurants, für Privatgesellschaften, für Tanzschulen.

Ein weiter Saal, in dem sich — besonders Sonnabends — von elf bis eins diese poveren Börsianer stehend drängen. An der Wand hängt ein Bild Theodor Körners, beziehungslos oder um der Leier willen, die er neben das Schwert placierte. Ein gemalter Pfeil deutet energisch auf das Brett an der Säule: Leset die Warnungen! Es müssen wahrlich schon kriminell schlechte Stellungen sein, von denen diesen arbeitshungrig-hungernden Menschen abgeraten wird. Selten jedoch trifft ein „Cavete" von den angeheftenen Zetteln, heute sind es nur Verkaufsangebote, Offerten. Ein Schreiner verfertigt Notenschränke gegen Ratenzahlung. Ein Klavierbauer und ein Stimmer werden gesucht. Ein Kaufmann aus der Berliner Antarktis, aus Pankow, zeigt an, er übernehme abgespielte Musikinstrumente, Pistons, Tenorhörner, Geigen, Flöten, Mandolinen, Trommeln, Glockenspiele und dergleichen; vielleicht lockt die Anzeige doch einen Stellungslosen, sein Instrument zu veräußern, sein einziges und seine Hoffnung. Zwischen solchem Entschluß und dessen Vollzug läßt sich eine Pause einschalten, ein Sospiro sozusagen, indem man sein Instrument am Schwarzen Brett seilbietet und wartet, ob ein Kollege es benötigt, einen günstigeren Preis zahlt; „Geige sehr alt, wegen Notlage zu verkaufen", „verkaufe Beckenmaschine, wie neu, sogenannte Fleming". Auf liniertem Blatt eines Schulheftes sind ungelenke Buchstaben staccato hingekritzelt: „Kranker Invalide verkauft wegen unheilbarer Krankheit chromatische Harmonika". Offene Stellen: Sippenzerposten mit siebzig Mark Monatsgage und Abendbrot (Frack Bedingung!): Cellistenstelle für Trio, humoristische und stimmbegabte Herren bevorzugt; Engagement für ersten Posaunisten bei Marschkapelle. Niemand beachtet das, jeder weiß, daß unten an diesen Zetteln mit kleiner Schrift die Buchstaben „a. B." stehen, und außerhalb Berlins will keiner leben, der innerhalb Berlins stirbt, der letzte Trommler will lieber als Tonkünstler der Metropole infolge Unverstandes der Massen und infolge Hungerödems sein Finale spielen bevor er in der Provinz eine Ouvertüre versucht.

Beim Fenster hat eine Frau Kolophonium, Bogenbezüge, Notenhalter, Violin- und Zitherseiten, Kinnstützen, Vogelstimmen und Dämpfer ausgelegt, links auf einem Tisch an der Längswand ein Musikalienhändler sein vergilbtes Notenlager von „neuesten" Schlagern, Walzer, Märsche, Lieder aus dem „Vogelhändler" und dem „Obersteiger"; auch „Moderne Tänze" hat er, aber in der Maxixe-Aera blieb er stecken.

Sonst ist kein Möbelstück vorhanden, wer ein Glas Bier, einen Steinhäger oder eine Stulle verzehren will, postiert sich an dem Schanktisch, hinter dem der Wirt an einem mit braunrotem Majolika umkleideten Bierhahn seines Amtes waltet. Günstig der Platz an der Theke, denn wenn ein telephonisches Stellenangebot kommt, ist man a tempo primo beim Apparat, braucht nicht erst prestissimo die Reihen zu durchdrängen, um dann doch den Einsatz zu verpassen. Durch eindringliche Fragen nach dem Begehr hält der Wirt die fern, die am Schranken nassauern wollen. Der Wirt bedient den Fernsprecher selbst, nimmt den Auftrag entgegen, und schwingt dann maestoso eine Glocke, im Vestiario verkündend: „Harmoniumspieler fürs Café. Zehn Mark." Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, das heißt, er darf mit dem Besteller durchs Telephon verhandeln und abschließen. Neben dem Hörrohr aber hängt die Einschränkung: „Für die Richtigkeit der telephonischen Musikerbestellung übernehme ich keine Verantwortung. Der Wirt."

Wer eintritt und fremd ist, wird mit der Frage nach seinem Bedarf umringt, und man schickt ihm Interessenten zu. Ein Artist findet auf diese Weise einen jungen Mann, der willens und geeignet wäre, ihn auf der Gitarre und auf die südamerikanische Tournee zu begleiten; er streichelt seinem präsumptiven Sozius während der Unterhandlung, um rechtzeitig zu erfahren, ob dieser gegen liebevolle Behandlung nichts einzuwenden hat. (Drum prüfe, wer sich ewig bindet). Der Gitarrist läßt sich's gefallen.

Bloß der kleinste Teil der Börsengeschäfte wird an der Bar mittels Ferngespräche abgewickelt, die meisten Engagementsabschlüsse werden persönlich, zwischen Unternehmern, Kapellmeistern und Musikanten getätigt, und die mit Energie verfochtenen Ansprüche zweier Partner verklingen mit den Unterhaltungen und Unterhandlungen der übrigen Gruppen zu einer ohrenbetäubenden Diskordanz, die um so heftiger ist, als alle Idiome der Welt in dieser Kapelle vertreten sind. Zwei kaum dem Knabenalter entwachsene Slowakenburschen, ihre Blasinstrumente unverhüllt unter dem Arm, radebrechen mit dem Chef einer Rechamther Damenkapelle, der für zwei kontraktbrüchig gewordene Harfenistinnen irgendeinen Ersatz sucht; auf einen beleibten Zillertaler, Gemsbart am Lodenhut, Wildzähne und Münzen am grünen Bauch, dringt vivace ein braunblasser, schnauzbärtiger Magyare ein, ihm begreiflich zu machen, daß es sinnlos ist, für eine Schrammelkapelle einen Zitherspieler zu suchen, noch dazu einen, der die Kunst des Jodelns und der Schnadahüpfeln beherrscht, während doch in Berlin ein Zimbalschläger für ein Tiroler Ensemble das einzig mögliche sei. Der Pustasohn, nicht bloß in der Aussprache, sondern auch in der deutschen Grammatik einen total falschen Anschlag beweisend, wird immer aufgeregter, der Dicke aus dem Zillertal immer gemütlicher, ohne daß Alpen und Alföld zusammenkommen.

Ein Flötenspieler unterhandelt mit einem Fachgenossen, der möge ihn vertreten, da er selbst provisorisch eine neue Stellung antreten will; sie sprechen leise, das Blasrohr hat ihre Stimme aufgesogen, man nennt das im Bläserkreisen „Tuba-Knipse", und nur durch ein Kopfnicken oder ein Anstoßen mit dem Fuß geben sie hier und da einem Worte Nachdruck, denn es in dem lauten Gezänke furioso der angrenzend gruppierten Stagtone von Italienern nicht verloren gehe.

„Ausgeschlossen", beteuert ein Berliner vom Fach unaufhörlich seinem Nachbar, „ausgeschlossen, er Bratscher, was Baß-Schlüssel spielen kann, den findst nich."

Umschwärmt ist ein Herr im Gehrock, Henriquatre auf rundem Kinn. Er stellt für ein neues Lichtspieltheater auf dem Kurfürstendamm ein Ensemble zusammen. Fremd in Berlin, hat er einen Führer mitgenommen, den Hörer einer Musikhochschule, der sich — trotz des strengen Verbotes der Schulleitung — seinen Lebensunterhalt durch Spielen in Cafés verdient. Der Konservatorist präsentiert dem Dirigenten einige seiner Nachtkollegen, die übrigen suchen, sich kontrapunktisch anpreisend, in die Duette der Vereinbarungen einzufallen. Ein alter, herabgekommen aussehender Paukenschläger zieht den Mittelsmann beiseite: „Wenn du mir verschaffst, daß ich bei dem da Pauker werde, kriegst du ein Bier und eine Zigarre. Es soll mir nicht darauf ankommen." Gleichzeitig demonstriert ein andrer in Moll: „Der will den Pivonka für Ohm engagieren, der hat doch den miserabelsten Ansatz, keine Lippenkraft und Gedächtnis schon gar nicht." Der Kapellmeister kann sich des Andranges nicht erwehren, er ist kein energischer Herr, unentschlossen streicht er den Bart, der sicherlich ein Grübchen im Kinn verbirgt, und wie ein aufgeklebter Pinsel herabhängt. Mit denen, die ihn am hartnäckigsten bedrängen, schließt er ab. Sie „zwingen ihn zum Handschlag. Eilige waren jedoch bereits, sie gestehen es auf Befragen, bei dem Konzern beschäftigt, für dessen neues Kino die Musiker bestimmt sind, und dürfen laut strenger Weisung nicht wieder aufgenommen werden, der Handschlag ist nichtig, fortissimo schrillt der Protest an, ängstlich duckt sich der Türsteer. In Geigern, Bratschisten und Klavierspielern ist Heinrich IV. im Gehrock muß Adressen notieren, schriftlichen Bescheid versprechen. Resigniert verläßt